

*Johann Hinrich Claussen*

## Über das Glück einer Seifenblase

Eine kleine Ehrenrettung des Hymnischen

Dass alles immer schlimmer wird, ist eine Botschaft, auf die man sich verlassen kann. Gerade deshalb sollte man gelegentlich Abstand von ihr nehmen. Denn was hilft es, sich im Düsternen einzurichten? Wer ein Interesse am Guten hat, sollte eine Ahnung davon besitzen, was es ist und wie man es finden kann. Wer sich für die Verbesserung der Verhältnisse engagieren möchte, sollte wissen, wofür sich der Einsatz lohnen könnte. Angst ist ein schlechter Ratgeber, auf den man nicht zu oft hören sollte, und Kulturpessimismus ist die große Versuchung aller über 45jährigen, der unbedingt zu widerstehen ist. Wer sich also im Gegenwartsgewirr vielfältigster Krisenkomplexe zu orientieren versucht, sollte sich ein Interesse am Wörtchen „Glück“ bewahren, neugierig auf Momente des Gelingenden sein, bereit, sie zu genießen, wenn sie sich denn einstellen.

Doch das ist eine anspruchsvolle äußere und innere Tätigkeit. Denn man muss sich das Glück selbst zu bewusster Erfahrung bringen. Wenn es mehr sein soll als ein Rausch, der einen zufällig packt und durcheinander schüttelt, wenn man es sich ganz aneignen will, muss man es sinnhaft erfassen. Und dies geschieht nicht zuletzt in der Sprache. Das Verhältnis von Sprache und Glück ist nicht eindeutig. Glück bezeichnet auch einen Moment, in dem man still wird, weil einem die Worte für ihn fehlen. Zugleich aber will der Glückliche nicht stumm bleiben. Sein Empfinden will heraus und laut werden. Er will sich ausdrücken und mitteilen. Das aber ist eine unendlich schwierige Angelegenheit. Man müsste schon ein Dichter sein, um sie zu erfüllen. Man müsste singen und loben, lobpreisen und jubilieren können. Es müssten einem Dankpsalmen, Hymnen und Elogen gelingen. Aber dies sind entsetzlich altertümlich anmutende Sprechakte und Literaturgattungen, auf die sich kaum noch jemand versteht. Sie finden heutzutage fast nicht mehr statt.

Die deutschen Schriftsteller des vergangenen halben Jahrhunderts haben sie nicht nur nicht gepflegt, sondern geradezu gemieden, wenn nicht gar offen abgelehnt. Und dies, obwohl sie selbst in einer Zeit lebten, in der es ihnen wie ihren Landsleuten äußerlich so gut ging wie keiner Generation zuvor. Doch Wohlstand und Wohlempfinden standen unter Verdacht. Hymnisch beglückte Verse hatten einen fatalen Ruf – und zwar weniger aus ästhetischen als aus moralischen Gründen. In der Tat, das Grauen von Krieg und Massenmord lag erst knapp zurück, und der Blick über den Porzellantellerrand der westlichen Wirtschaftswunderwelt zeigte unermessliches Elend von Armut und Gewalt. Da wäre es fast schon wie ein Verbrechen erschienen, Gedichte über das Glück zu schreiben.

Aber warum eigentlich? Warum sollte ein Schriftsteller sich einem moralischen Verdikt beugen, wenn dies bedeutet, dass er dadurch eine Welt von Gegenständen und Empfindungen, eine ganze Tonart verliert? Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, als lugte hinter der unerbittlich ideologiekritischen Haltung vieler deutscher Gegenwartsautoren ein Rest altprotestantischer Glücksverachtung hervor. Dabei wäre es den klassischen Liederdichtern des Protestantismus nie in den Sinn gekommen, lyrischen Verzicht auf das Glück zu leisten. Zwar steht bei ihnen das Seufzen über das irdische Jammertal und die Verderbtheit des Menschen im Vordergrund, aber selten haben sie vergessen, ihrem „Herzen“ ebenfalls zu sagen, es solle auch einmal ausgehen und Freude suchen. Dies jedoch wäre ihren grimmigen bundesrepublikanischen Nachfahren als Indiz für Schuldverdrängung und Wohlstandsverblendung erschienen. Wie kann man es wagen, in einem falschen Leben vom Glück zu reden? Es geht doch nicht an, diese Welt zu bejahen, auch wenn man sich selbst – aller Entfremdung zum Trotz – ganz gut in ihr eingerichtet hat.

Ein weiteres Motiv dafür, keine Hymnen mehr zu verfassen, liegt wohl in dem Wunsch, den Anschluss an die Avantgarde nicht zu verlieren. Dieser scheint das hart Gebrochene, zerborsten Hässliche, sinnwidrig Schrofne als das Fortschrittliche zu gelten. Wer dagegen Wohlklänge erzeugt, hohe oder heitere Töne anstimmt, gerät leicht in den Geruch vor-moderner Naivität, der Regression in biedermeierliche Gemütlichkeit und den marktkonformen Unterhaltungskitsch. Aber abgesehen davon, dass die klassische Avantgarde sehr wohl eine eigene Hymnik hervorgebracht hat, beruht dieser Widerstand gegen Glücksgedichte weniger auf künstlerischen Gründen im engeren Sinn als auf einem geschichtsphilosophischen Urteil, das sich die lange und verwickelte Geschichte der